

»Unter dem Strich«

Skizze einer Kulturpoetik des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert\*

1. Die Brisanz des Feuilletons  
oder warum bislang keine Kulturpoetik des Feuilletons existiert

Wenn ich ein Problemfeld des neunzehnten Jahrhunderts auszumachen suchte, dem eine ähnlich nachhaltige Brisanz zukommt wie dem Atheismustreit im achtzehnten Jahrhundert, so würde ich als eine bis heute anhaltende derartige Herausforderung die Verführung durch das Ästhetische nennen. Schon die von den Romantikern Anfang des Jahrhunderts vorgenommene Selbstkritik am eigenen vorgängigen Ästhetizismus deutet in diese Richtung, sie spitzt sich zu in den das intellektuelle Umfeld erschütternden Polemiken Börnes gegen Heine und Nietzsches gegen Wagner. Das ungelöste Problem der Verführbarkeit durch das Ästhetische in der besonderen Form der Autonomisierung und Absichtlichkeit des Stils kulminiert dann zu Beginn des zwanzigsten Jahrhundert in Karl Kraus' Attacke auf »Heine und die Folgen« und Hofmannsthal nicht weniger scharfer Abrechnung mit dem von »Heine inspirierte[n]« Feuilletonstil, dieser »unendlich abgenützte[n] und auf die Dauer fast unerträgliche[n] Manier des Journalismus«, dieser »deklarierten Gespreiztheit« und »affektierten Verworrenheit, mit der der traurige deutsche Journalist »plaudert«.<sup>1</sup>

Was bei Karl Kraus und Hugo von Hofmannsthal ethisch und literarisch verhandelt wird, äußert sich in Heinrich von Treitschkes Angriff auf Heines Feuilletonstil ausschließlich ideologisch. Treitschke meint nämlich eine binäre Opposition zwischen einem deutschen und einem »undeutschen« Stil ausfindig machen zu können. Danach kommt (und Heines Stil ist dafür nur ein Exempel) »Juden« und »Franzosen« eine »Virtuosität der Form« zu, die nach dem Gehalt der Worte wenig frage, während die Sprache Martin Luthers »geboren in Kämpfen des Gewissens [...] allezeit die Sprache des Freimuths und des wahrhaftigen Gemüthes geblieben« sei.<sup>2</sup> Abhold jeder Art vorschneller Kontinuitätsunterstellungen wird man doch kaum umhin können,

\* Die hier vorgelegte Studie verdankt ihr Zustandekommen vielfacher Unterstützung. Von Dr. Rolf Haaser stammt der Hinweis auf Ernst Eckstein, von Dr. Lothar Schneider und Dr. Andreas Hoeschen die Anregung zu Moritz Lazarus. Ohne die intensive Mitarbeit von Nils Björn Schulz wäre der Aufsatz in dieser Form nicht zustande gekommen. Zudem hatte ich das Glück, die Rohfassung vor kundigen Zuhörern in Dublin, Cornell (Ithaca) und Jena vorzutragen und diskutieren zu können.

<sup>1</sup> Hugo von Hofmannsthal: Umriss eines neuen Journalismus. In: H. v. H.: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Bd. 8. Reden und Aufsätze I. 1893–1913. Hg. v. Herbert Steiner. Frankfurt/M.: Fischer 1979, S. 378–381. Hier S. 378.

<sup>2</sup> Heinrich von Treitschke: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Vierter Teil. Leipzig: Hirzel 1889, S. 423.

im Falle von Treitschkes Diatribe gegenüber dem »gesucht nachlässigen, schillernden, flunkernden« Feuilletonstil mit »seiner geschickte[n] Mache, [...] aus niedlichen Riens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden«,<sup>3</sup> einen ideologischen Bezugsrahmen für die nationalsozialistische Feuilletonforschung zu sehen. Dort wird nämlich ein Gegensatz konstruiert zwischen einer »Akrobatik der Sprache«, einem »gewiß« im sogenannten »jüdischen Feuilleton« vorhandenen »brillanten Wortwitz« und den nur dem deutschen Feuilleton eigenen »Töne[n] der Innigkeit« und »Töne[n] eines echten großen Gefühls«.<sup>4</sup>

Die noch im Nachkriegsdeutschland wirksame, vom Nationalsozialismus geprägte »Feuilletonkunde« mit ihren sechs »Stationen der feuilletonistischen Schöpfung« – »Sehen, Miterleben, Verknüpfen, Aufschreiben, Formen« und »Emporführen« – ist vor diesem Hintergrund so harmlos nicht.<sup>5</sup> Die von nationalsozialistischen Forschern vorgeschlagene Verdeutschung des Feuilletons als »Erlebnisbetrachtung« und »Erlebnisgestaltung«<sup>6</sup> nimmt dem Feuilleton die urbane Brisanz und den soziologischen Biß. Statt in der Art eines Schulaufsatzes zu »sehen«, »mitzuerleben«, zu »verknüpfen« und »emporzuführen« treten dem Interpreten schon in der Selbstreflexion des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert ganz andere zentrale Charakteristika entgegen, zum Beispiel der »Vergleich« der eigenen »Ansichten« mit denen anderer,<sup>7</sup> die Sprachkritik im weitesten Sinne als Kritik an der »Phrase«<sup>8</sup> sowie das Spüren-

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Wilmont Haacke: Das Wiener jüdische Feuilleton. In: Walther Heide (Hg.): Handbuch der Zeitungswissenschaft. Bd. 2. Leipzig: Hiersemann 1942, Sp. 2051–2072. Hier Sp. 2068ff. Als Klassiker der »Kleinen Form« und des »Feuilletons als der Form« werden daher noch 1963 von Wilmont Haacke nicht Börne, Heine und Saphir genannt, sondern »Matthias Claudius mit seinen Einfällen für den *Wandsbecker Bothen*, im 19. Jahrhundert Hebel mit seinen Scherzen für den *Rheinischen Hausfreund*«. Produktion und Rezeption dieser »Prosa-Miniaturen« werden folgendermaßen beschrieben: »Aus unerheblichem Anlaß – dem Bruchstück eines Gesprächs, einer anekdotischen Begegnung, vielleicht nur einer Zeitungsnotiz – erwächst ein kurzes, leises, ja gleichsam beiseite gesprochenes Referat, das vom Herzen kommt und zu Herzen der Leser, Hörer, Zuschauer geht und dort lautlos ein inneres Sichverändern hervorruft.« Wilmont Haacke: Fragen des Feuilletons. In: Publizistik 8 (1963), S. 75–78. Hier S. 78.

<sup>5</sup> Vgl. Emil Dovifat: Um die Wahrhaftigkeit der Darstellung. Gedanken und Lehren einer »Feuilletonkunde«. In: Deutsche Presse 2 (1944), S. 15f. Hier S. 16. Vgl. Georg Jäger: Das Zeitungsfeuilleton als literaturwissenschaftliche Quelle. Probleme und Perspektiven seiner Erschließung. In: Wolfgang Martens (Hg.): Bibliographische Probleme im Zeichen eines erweiterten Literaturbegriffs. Weinheim: VCH 1988, S. 53–71. Hier S. 55.

<sup>6</sup> Dovifat: Ebd., S. 15.

<sup>7</sup> Karl Emil Franzos: Ueber das Feuilleton. Einleitung. In: Ferdinand Groß: Kleine Münze. Skizzen und Studien. Breslau: Schottlaender 1878, S. VII–XXXVI. Hier S. XXXXI.

<sup>8</sup> Vgl. Ludwig Speidel: Daniel Spitzer. In: Joachim Schreck (Hg.): Ludwig Speidel. Fanny Elßlers Fuß. Wiener Feuilletons. Wien, Köln: Böhlau 1989, S. 433: »Die Lächerlichkeit, die Phrase, der Schwindel, die Hohlheit, die sich wichtig macht, die falsche Würde, alles Kleinliche, Schwächliche – er räuchert es aus ihren Löchern und Höhlen heraus und läßt sie seine Peitsche und seine Pfeile fühlen. Dafür hat sich Spitzer seine eigene literarische Form geschaffen.« Vgl. Gustav Seibt: Strukturveränderungen in der kulturellen Öffentlichkeit. Die neue Ohnmacht des Feuilletons. In: Merkur 8 (1998), S. 731–736. Hier S. 736.



legen und Spurenziffern, also eine bestimmte Form modernen Erinnerns,<sup>9</sup> und schließlich die Dynamik einer europaweit geführten Ideenzirkulation.<sup>10</sup> Selbst die plausibel erscheinende Zuschreibung, das Feuilleton müsse »vom Einzelnen, Zufälligen, Nebensächlichen, Alltäglichen herüberleuchten ins Allgemeine«,<sup>11</sup> gewinnt ihre kulturkritische Pointe erst wieder, wenn man sie rückübersetzt in den kulturgeschichtlichen Befund, daß das Feuilleton sich aus der eigenwilligen Kombination von Internationalität und Lokalität speist. Diese Rückübersetzung ist bis heute nicht geschehen, obwohl man zurecht konstatiert hat, daß die Feuilletons »führender Tageszeitungen [...] früher in höherem Maße als heute der mediale Ort [waren], an dem das Kulturgespräch einer Gesellschaft geführt wurde.«<sup>12</sup> »Wie kaum eine andere Abteilung im Archiv der kulturellen Geschichte«, heißt es etwas pathetisch an anderer Stelle, »kann die des Feuilletons Auskunft geben über die Selbstwahrnehmung der Zeit«<sup>13</sup> – und doch gibt es keine Geschichte des Feuilletons. Obwohl es kaum ein Medium gibt, an dem auf hervorragendere Weise die gegenwärtig brisanten Fragen der Intertextualität, der Intermedialität, der Ideenzirkulation und des Funktionsübergangs von Poesie zu Publizistik diskutiert werden können, fehlt bislang eine Kulturpoetik des Feuilletons. Vier Gründe sind hier in gebotener Kürze zu nennen:

1. Der Versuch, Feuilleton als Genre und das Feuilletonistische als eine relativ homogene Darbietungs- und Kommunikationsweise zu bestimmen, scheitert. Man kann Wolfgang Preisendanz zustimmen, wenn er in seiner wegweisenden Abhandlung *Der Funktionsübergang von Dichtung und Publizistik* betont: »Wo das Wort [...] den Begriff eines literarischen Genres abgeben soll, verdeckt man leicht, welche unterschiedlichen Textsorten dieser Begriff subsumieren muß. Es läßt sich schlechterdings nicht definieren, welche textimmanenten Merkmale (der Thematik, des Stils, der Technik) einen Text als Exemplar dieses Genres ausweisen.«<sup>14</sup>

2. Es kann als problematische Vereinseitigung angesehen werden, das Feuilleton als »Ideenschmuggel« zu instrumentalisieren, wie es nach dem Vorbild Walter

<sup>9</sup> Vgl. Ernst Bloch: Das Merke. In: Fabeln denken. Essayistische Texte aus der »Frankfurter Zeitung«. Vorwort von Gert Ueding. Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997, S. 8: »Aus Begebenheiten kommt da ein Merke, das sonst nicht so wäre; oder ein Merke, das schon ist, nimmt kleine Vorfälle als Spuren und Beispiele.«

<sup>10</sup> Ferdinand Kürnberger: Sprache und Zeitungen (1866). In: F. K.: Gesammelte Werke. Bd. 2. Literarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken. Hg. v. Otto Erich Deutsch. München, Leipzig: Georg Müller 1911, S. 18: »Varnhagen erinnert im echtsten Zeitgeist unserer Freihandels-Aera, daß im internationalen Verkehr der Völker nicht nur Güter zum Austausch kommen, sondern auch Ideen und Ideenkleider – Wörter.« Vgl. Harald Schmidt: Jungdeutsche Publizistik als »Ideenzirkulation«. Ludwig Börges Ankündigung der Wage und Theodor Mundts Essay *Zeitperspektive*. In: Martina Lauster, Günter Oesterle (Hg.): Vormärzliteratur in europäischer Perspektive. 2. Politische Revolution – Industrielle Revolution – Ästhetische Revolution. Bielefeld: Aisthesis 1998, S. 207–228.

<sup>11</sup> Dovifat: Um die Wahrhaftigkeit (Anm. 5), S. 16.

<sup>12</sup> Georg Jäger: Feuilleton. In: Volker Meid (Hg.): Literatur Lexikon. Begriffe, Realien, Methoden. Bd. 13. Gütersloh: Bertelsmann 1992, S. 301f. Hier S. 301.

<sup>13</sup> Christian Jäger, Erhard Schütz (Hg.): Glänzender Asphalt. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik. Berlin: Fannei & Walz 1994, S. 336.

<sup>14</sup> Wolfgang Preisendanz: Der Funktionsübergang von Dichtung und Publizistik. In: W. P.: Heinrich Heine. München: Fink 1973, S. 28.



Hömbergs bis heute in der Vormärzforschung üblich ist.<sup>15</sup> Die These vom Ideenschmuggel degradiert die Schreibweise zum ausschließlich taktischen Mittel und übersieht die im Vormärz heftig geführte Kontroverse um das Schreiben um der Form willen.<sup>16</sup>

3. Die anscheinend mangelnde Theoriebildung des Feuilletons besonders in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde jüngst in der Forschung einerseits mit dem angeblich bedauernswerten Niedergang rhetorischer Traditionen,<sup>17</sup> andererseits mit dem Aufkommen einer am Presseschrifttum desinteressierten »spät-klassizistischen Poetik und Ästhetik« im neunzehnten Jahrhundert zu erklären versucht.<sup>18</sup> Im Folgenden soll in zwei Schritten gezeigt werden, daß ein bislang unbekanntes Diskussionsfeld um eine poetologische Bestimmung des Feuilletons in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts existiert (Franzos, Groß, Kürnberger, Holzamer), ja daß es sogar kulturtheoretische Ansätze einer »Verdichtung des Denkens«<sup>19</sup> im Umfeld von Feuilleton und Kulturgeschichtsschreibung gegeben hat. Es dürfte fragwürdig sein, das Feuilleton ausschließlich an rhetorischen Zweckformen zu messen,<sup>20</sup> denn das Feuilleton läßt sich bestimmen als Grenzphänomen zwischen Zweckform und Ornament.

4. Mit der Entstehung des Feuilletons ist gleichzeitig die Kritik an ihm aufgekommen. Im Verhältnis von Essay und Feuilleton ist bemerkenswert, daß im zwanzigsten Jahrhundert mit der Aufwertung des Essays als artistischer Form zwischen Wissenschaft und Dichtung die bloß spielerische Form des Feuilletons abgewertet wird. Demgegenüber wird hier die These vertreten, daß das milieuorientierte Feuilleton mindestens so bedeutsam ist wie die vergleichsweise abstrakte Kunstform des Essays.

<sup>15</sup> Walter Hömberg: *Zeitgeist und Ideenschmuggel*. Stuttgart: Metzler 1975, S. 67: »Wie seinen jungdeutschen Kollegen geht es [Theodor Mundt] primär um Zeitbewußtsein, Aktualität und Lebensbezug der Literatur: die Darstellungsformen sind demgegenüber zweitrangig.«

<sup>16</sup> Vgl. Börnes hundertneunten Brief aus Paris vom 25. Februar 1833, in dem Börne Heine vorwirft, »die Form« sei diesem »das Höchste«. Ludwig Börne: *Briefe aus Paris*. In: L. B.: *Sämtliche Schriften*. Hg. v. Inge und Peter Rippmann. Bd. 3. Düsseldorf: Metzler 1964, S. 810.

<sup>17</sup> Almut Todorow: *Feuilleton*. In: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 3. Tübingen: Niemeyer 1996, Sp. 259–266. Hier Sp. 261.

<sup>18</sup> Almut Todorow: *Das Feuilleton der »Frankfurter Zeitung« in der Weimarer Republik: Zur Grundlegung einer rhetorischen Medienforschung*. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 20. Es gilt, die These Todorows, daß die sogenannte akademische Dichtungstheorie sich für die Presse nicht interessiert habe, kritisch zu prüfen. Außer den hier diskutierten Beispielen von Lazarus und Mauthner müßte die Schererschule eigens untersucht werden, hat doch Wilhelm Scherer in seiner *Geschichte der deutschen Literatur* sogar »die fahrenden Sänger als Journalisten« vorgestellt. Vgl. den Hinweis bei Wilmont Haacke: *Genesis des Feuilletons*. In: W. H.: *Publizistik. Elemente und Probleme*. Essen: Stamm 1962, S. 78.

<sup>19</sup> Moritz Lazarus: *Verdichtung des Denkens in der Geschichte*. In: Moritz Lazarus, Heinrich Steinthal (Hg.): *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*. Bd. 2. Berlin 1862, S. 54–62.

<sup>20</sup> Angesichts von Todorows Klage über den Verfall rhetorischer Traditionen in der Publizistik des 19. Jahrhunderts gilt es, die Analyse Ter-Neddens zu berücksichtigen und aufzugreifen. Gisbert Ter-Nedden: *Das Ende der Rhetorik und der Aufstieg der Publizistik. Ein Beitrag zur Mediengeschichte der Aufklärung*. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Kultur und Alltag*. Göttingen: Schwartz 1988, S. 171–190, bes. S. 171f.



Scarpis aphoristische Bemerkung: »Der Essay wird über etwas und das Feuilleton anläßlich von etwas«<sup>21</sup> geschrieben, dürfte hierbei die Richtung der notwendigen Differenzierung aufzeigen.

## 2. Die Kontroverse der zeitgenössischen Diskussion um das Feuilleton: Narzismus der modernen Kultur oder Seismograph der eigenen Zeit

Daß die Kritik an der Verführung durchs Ästhetische im neunzehnten Jahrhundert sich derart intensiv am Feuilleton festmachen kann, läßt sich nur bedingt darauf zurückführen, daß »die Entwicklung der Journalistik«, wie der Zeitgenosse und Sprachtheoretiker Fritz Mauthner es formuliert, »ein weltgeschichtliches Ereignis« darstellt.<sup>22</sup> Es lassen sich drei Gründe nennen, warum gerade das Feuilleton sich diese Kritik bis hin zu Hermann Hesse in prononcierter Weise zuzieht. Durch das Feuilleton werden die sich seit dem späten achtzehnten Jahrhundert ausdifferenzierenden Bereiche wie Kunst und Wissenschaft, aber auch Öffentlichkeit und Privatheit in ihrer Trennschärfe destabilisiert; der aufklärerische Anspruch einer Vermittlung von Bildung von oben nach unten und die mit diesem Impuls einhergehenden Popularisierungstendenzen werden vom Feuilleton subversiv unterlaufen, das heißt das mühsam in der Aufklärung erarbeitete Exoterische wird wieder ins Esoterische umgebogen;<sup>23</sup> schließlich kommt im Feuilleton als einer Mischung aus Kunst und Publizistik eine Aporie zum Austrag: »Es soll gleichzeitig unverwechselbar sein und allgemein besetzbar, gleichzeitig über die fremden Diskurse souverän verfügen und in sie journalistisch eintauchen. Es soll Einzelstücke liefern, aber am laufenden Band.«<sup>24</sup> Faßt man in mittlerer Abstraktionshöhe die mehr als ein Jahrhundert anhaltende Kritik am Feuilleton zusammen, wagt man also etwa die Polemik Ludwig Börnes und Karl Kraus' an Heines Schreibweise mit Balzacs Karikatur des Feuilletonstils, Gutzkows Parodie von Jules Janins Feuilletonismus und Laubes ironischer Darstellung von Saphirs witzigen Selbstläufern<sup>25</sup> zu verbinden, so läßt sich folgende Alternative herauspräparieren: Sind für den Feuilletonisten aktuelle Themen und brisante Problemlagen nur dazu da, als Anreiz für die Brillanz des eigenen Stil-

<sup>21</sup> N. O. Scarpì: Vom Feuilleton. In: Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft und Kultur 57 (1977), S. 387–395. Hier S. 389. Vgl. Günther Petersen: Feuilleton und öffentliche Meinung. Zur Theorie einer Literaturgattung im Kontext mit ihrem Resonanzfeld. Wiesbaden: Heinz Flieger 1992, S. 36f.

<sup>22</sup> Fritz Mauthner: Ueber den Einfluß des Zeitungswesens auf Litteratur und Leben. In: Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. 1. Reihe. Heft 3. Kiel, Leipzig: Lipsius & Tischer 1891, S. 11.

<sup>23</sup> Franzos: Ueber das Feuilleton (Anm. 7), S. XXXVIII. Franzos zitiert die These eines Wiener Kollegen (Lorm), dem Feuilleton eigne eine »vornehm[e] ] Exklusivität«, es sei ein Ausdruck der »Aristokratie des Geistes«.

<sup>24</sup> Peter Utz: Tanz auf den Rändern. Robert Walsers »Jetztzeitstil«. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998, S. 353. Diese Studie ist der bislang avancierteste Versuch zur ästhetischen Problematik des Feuilletons.

<sup>25</sup> Vgl. dazu die informative und für die Vormärzforschung wichtige Studie von Peter Sprengel: Moritz Gottlieb Saphir in Berlin. Journalismus und Biedermeierkultur. In: Günter Blumberger (Hg.): Studien zur Literatur des Frührealismus. Frankfurt/M.: Lang 1991, S. 243–275.



gebarens zu dienen,<sup>26</sup> oder ist die Wahl der pikanten und verblüffenden Formulierung Mittel und Medium, heikle, tabuisierte, ansonsten schwer akzeptierbare Botschaften zu befördern (Ideenschmuggel)? Läßt sich der Feuilletonist charakterisieren als der selbstgefällige, in seinen Stil narzißtisch verliebte »Narr der modernen Cultur«,<sup>27</sup> wie es Nietzsche in *Menschliches, Allzumenschliches* formuliert, oder ist er Seismograph der eigenen Zeit, »Mentor des Zeitalters«,<sup>28</sup> »der die Gesellschaft mit einem einzigen Lichtblick über ihre Situation aufklärt«, wie Eckstein, der erste Geschichtsschreiber des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert, die Aufgabe des Feuilletonisten charakterisiert?<sup>29</sup> Ich könnte nun eine ganze Serie von Zitaten für diese Alternative, pikanter Verführer oder stilistischer Seismograph der eigenen Zeit, anführen. Ich begnüge mich aber mit zwei Beispielen, einer Charakterisierung des ersten skandalumwitterten Feuilletonisten Saphir durch den Jungdeutschen Laube: »Saphir ist nie Herr seines Witzes gewesen, sondern der Witz war immer sein Herr. Der Witz ist sein tolles Pferd, worauf er reitet, aber das er nicht reitet«,<sup>30</sup> und der sicherlich brilliantesten Karikatur eines Feuilletons, die Balzac in seinem Roman *Les Illusions perdues* vorführt, wenn er einen »jener reizenden Artikel«, die »das Glück des kleinen Blattes machten«, beschreibt, jene »neue[ ] originale[ ] Manier [...], deren Geheimnis darin bestand, daß der Gedanke dem Zusammenstoß der Worte entsprang und das Klirren der Adverbien und Adjektive schon allein die Aufmerksamkeit erweckte«. <sup>31</sup>

<sup>26</sup> Als Beispiel kann Hebbels Charakteristik des Journalisten Gutzkow in seinem Tagebuch vom 15. Dezember 1846 dienen: »Als Journalist ist er mir stets willkommen. [...] Alles regt mich an. Das rührt daher, weil die ganze Sphäre den erschöpfenden Ernst ausschließt, wie die Unterhaltung, weil sie Nichts verlangt, als ein blitzartiges Beleuchten piquanter Einzelheiten, weil die Journalistik überhaupt nicht die Dinge, sondern nur sich selbst zeigen soll oder doch zeigt.« In: Die Zeitung. Deutsche Urteile und Dokumente von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ausgew. u. erl. v. Elger Blühm, Rolf Engelsing. Bremen: Schönmann 1967, S. 176. Vgl. die Darstellung und Beurteilung des Feuilletons von Ernst Kossak in Eckhardt Köhn: Straßenrausch. Flanerie und Kleine Form. Versuch zur Literaturgeschichte des Flaneurs bis 1933. Berlin: Das Arsenal 1989, S. 97: »Ihr Unterhaltungswert steigt in dem Maße, wie sich das satirische Element zur bloßen Pointe verkürzt. [...] Mit dem Verzicht auf eine explizite Bewertung der Sujets und der Verlagerung der Abwehr ihrer politisch-revolutionären Semantik in die nun durch Elemente des v e r s e l b s t ä n d i g t e n W i t z e s [Hervorhebung G. Oe.] bestimmte Textstruktur schafft Kossak ein bis in die Feuilletons der Weimarer Republik fortwirkendes Modell der Großstadtdarstellung innerhalb der Kleinen Form«.

<sup>27</sup> Friedrich Nietzsche: *Menschliches, Allzumenschliches I und II*. In: F. N.: *Sämtliche Werke*. Studienausgabe in 15 Bdn. Hg. v. Giorgio Colli, Massimo Montinari. Bd. 2. München, Berlin, New York: Deutscher Taschenbuch Verlag/de Gruyter 1988, S. 165.

<sup>28</sup> Ernst Eckstein: *Beiträge zur Geschichte des Feuilletons*. Bd. 1. Leipzig: Hartknoch 1876, S. 53.

<sup>29</sup> Ebd., S. 47.

<sup>30</sup> Vgl. die Besprechung von Saphirs *Gesammelte Schriften* durch Heinrich Laube. In: *Zeitung für die elegante Welt* Nr. 57 vom 21. 3. 1833. Zit. nach: Sprengel: Moritz Gottlieb Saphir (Anm. 25), S. 248, Anm. 20.

<sup>31</sup> Honoré de Balzac: *Verlorene Illusionen*. Deutsch von Otto Flake. Berlin: Rütten & Loening 1956, S. 400.



Um die vielfältige Kritik und Polemik am Feuilletonstil im neunzehnten Jahrhundert zutreffend einzuschätzen, gilt es eine externe von einer internen Feuilletonkritik zu unterscheiden. Das Feuilleton lebt von Selbstkritik, vom Bewußtsein der notwendigen Pikanterie und Effektproduktion und der gleichzeitigen Suche nach der daguerreotypischen Genauigkeit, nach dem *punctum saliens* in der Beschreibung neu aufkommender Verhaltensweisen. Nur so erklärt sich die paradoxe Situation, daß Schopenhauer und Nietzsche, die beiden schärfsten Kritiker der »Verhunzung« der deutschen Sprache durch das Zeitungsdeutsch,<sup>32</sup> eben von den Feuilletonisten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu stilistischen Leitfiguren erhoben werden,<sup>33</sup> ja, daß diese es sind, die in ihren Feuilletons der Philosophie der beiden Protagonisten zum Durchbruch verhelfen.<sup>34</sup> Das Feuilleton ist eine selbstreflexive Gattung gerade auch in dem Sinne, daß es um die Eigenart seines Mediums, um die Differenz von Buch und Journal weiß und darauf sprachkritisch zu reagieren versucht. So schreibt Holzamer ausdrücklich in seinem Artikel *Das Feuilleton in der Geschichte der Frankfurter Zeitung von 1856–1906*, das Feuilleton »löst das Buch ab. Die Zeit bedingt es so, die Entwicklung führt unerbittlich darauf hin. Die Raschheit und Kompliziertheit der rollenden Räder kann nicht nur nicht anders mehr verfolgt, sondern auch nicht anders mehr bedient werden.«<sup>35</sup> Insofern sind alle großen Feuilletonisten zugleich Feuilletonkritiker, von Fontane bis Kürnberger und übrigens im zwanzigsten Jahrhundert von Polgar bis Bloch. Das Feuilletonisieren ist seit seiner Entstehung einer unablässigen Legitimation unterworfen. So verteidigt etwa Saphir seinen neuartigen skandalauslösenden Stil, er könne doch dem »trockensten« Gegenstand des Tages nur dann »einen Reiz verleihen«, wenn er ihm »eine pikante Seite« abgewinne.<sup>36</sup>

<sup>32</sup> Vgl. Schopenhauers Beitrag in: Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß. Hg. v. Eduard Grisebach. Leipzig: Reclam 1896. Bd. 2, S. 181f.: »Ueber die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhunzung der Deutschen Sprache.« Vgl. Friedrich Nietzsche: Unzeitgemässe Betrachtungen I–IV. In: Nietzsche: Sämtliche Werke (Anm. 27). Bd. 1, S. 221ff.

<sup>33</sup> Vgl. Eckstein: Beiträge (Anm. 28), S. 10, 15.

<sup>34</sup> Siehe z. B. Otto Lindner und Julius Frauenstädt, die in der *Vossischen Zeitung* »die Schopenhauer-Renaissance in Gang« bringen. Jäger: Das Zeitungsfeuilleton (Anm. 5), S. 62f. Vgl. auch Steven E. Aschheim: Nietzsche und die Deutschen. Karriere eines Kultus. Stuttgart: Metzler 1996, S. 30.

<sup>35</sup> Wilhelm Holzamer: Das Feuilleton (der vierten Periode: Von 1890–1906). In: Geschichte der Frankfurter Zeitung von 1856 bis 1906. Frankfurt/M. 1911. Ich zitiere aus dem mir vom Holzamer-Archiv überlassenen Typoskript, da sich Holzamers hochinteressante Thesen zum Feuilleton nicht in der gedruckten Fassung (W. H.: Geschichte der Frankfurter Zeitung. Frankfurt: Verlag der Frankfurter Zeitung 1911, S. 1029f.) finden. Ich bedanke mich bei der Leiterin des Holzamer-Archivs, Dr. Katharina Weisrock, für die Überlassung des Typoskripts. Kürnberger hatte übrigens schon konstatiert: »Journale müssen nun einmal anders sprechen als Bücher und unaufhaltsam ist der moderne Massen-Bildungsgang vom Buch zum Journal.« Zit. nach: Dieter Fischer: Von Börne bis Kraus. Auseinandersetzung um die Zeitung und ihre Sprache. In: Publizistik 28 (1983), S. 525–546. Hier S. 532.

<sup>36</sup> Zit. nach Sprengel: Moritz Gottlieb Saphir (Anm. 25), S. 256.



### 3. Die »Abbreviatur des feuilletonistischen Weltbildes«:

»das Lebendige ornamental und das Ornamentale lebendig« verwenden

Das Feuilleton ist ein hochreflexives, dynamisches Medium, in dem nicht nur Wirkung kalkuliert, sondern damit zugleich experimentiert wird. Auch wenn *materialiter* gesehen die Bandbreite des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert von der einer aufklärerischen Popularisierungstendenz verhafteten rhetorischen Zweckform, dem »gelehrten Artikel«, bis zur brillanten Plauderei reicht, so ist die radikale, ornamentale »Stilgebärde«, aus »Nichts« viel, sehr viel, ja alles zu machen [»voilà le grand rien«],<sup>37</sup> nicht eine Dekadenzerscheinung des *Fin de siècle*, sondern dem Feuilleton von Anfang an inhärent. Die Ambivalenz, mit der Hugo von Hofmannsthal am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die »Abbreviatur des feuilletonistischen Weltbildes«<sup>38</sup> reflektiert, trifft Funktion, Stil und Struktur des Feuilletons. Hofmannsthal verweist einerseits auf die »wichtige künstlerische Eroberung, die Dinge unbeschadet ihrer konventionellen Bedeutung als Form an sich zu erblicken«,<sup>39</sup> das heißt »den symbolischen Wert des Details begreifen, jeden Schnörkel, jeden Fleck verwerten« zu lernen,<sup>40</sup> andererseits verschweigt er nicht jene »boshafte Lebensphilosophie«, die diese »hohe Absichtlichkeit« favorisiert:

Das ist ungefähr wie Feuilletonschreiben: es gibt dem Geist ein verblüffendes und unwahres Verhältnis zu den Dingen des Lebens, ein Verhältnis voll Koketterie, voll Pointen und Antithesen, voll ironischer Frühreife, voll altkluger Skepsis, im tiefsten unwahr und unsäglich verführerisch.<sup>41</sup>

Wenn man die selbstreflexive und selbstkritische Grundfigur des Feuilletons im Auge behält, verträgt sich Hofmannsthal's eingangs zitierte, radikale Abwertung eines von Heine angeblich inspirierten Feuilletons der »Gespreiztheit« durchaus mit der gleichzeitig vorgetragenen Forderung, jeder avantgardistische Künstler (nicht nur der Schriftsteller) müsse heutzutage eine, so seine Formulierung, »feuilletonistische Vorschule« durchlaufen, um zu lernen, wie »das Lebendige ornamental und das Ornament lebendig« verwendet werden könne.<sup>42</sup> Hofmannsthal's In-Beziehung-Setzen des Feuilletonistischen mit dem Wechselverhältnis von Lebendigem und Ornamentalem ermöglicht einer Kulturpoetik des Feuilletons, Anschluß zu finden an die kriterienreiche und kontroverse Ornamentdiskussion des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts.<sup>43</sup> Sie macht es möglich, unsere Ausgangsfrage nach dem Feuilleton als ästhetischer Verführung oder seismographischem »sozialen Wegweiser« in einen größeren Diskussionszusammenhang zu stellen.<sup>44</sup> Sie ermöglicht die

<sup>37</sup> Eckstein: Beiträge (Anm. 28), S. 56.

<sup>38</sup> Hugo von Hofmannsthal: Franz Stuck. In: Hofmannsthal: Reden und Aufsätze (Anm. 1), S. 529.

<sup>39</sup> Ebd., S. 530.

<sup>40</sup> Ebd., S. 529.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd., S. 530.

<sup>43</sup> Vgl. Cornelia Blasberg: Jugendstil – Literatur. Schwierigkeiten mit einem Bindestrich. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 72 (1998), S. 682–711.

<sup>44</sup> Vgl. die Kontroverse um das Ornament, das von der einen Seite als »Verbrechen«, als



bei Semper, Riegl, Morris und van de Velde am Beispiel des Ornaments beobachtbare Aufhebung der alten Scheidung von »hoher« und »angewandter« beziehungsweise »dekorativer« Kunst auch auf das Feuilleton zu übertragen.<sup>45</sup> Sie erlaubt die sinnbildlich-zeichenhafte Form des Feuilletons besonders zu akzentuieren.<sup>46</sup> Sie ermöglicht schließlich die Aufhebung der Trennung von Feuilleton als Sparte einerseits und als Stil oder Stilhaltung andererseits; das heißt sie erlaubt, die Plazierung des Feuilletons »unter dem Strich« selbst als formkonstitutiv zu betrachten.

#### 4. Genese des Feuilletons:

##### a. Annonce und Theaterkritik

Das Feuilleton entsteht, als Julien-Louis Geoffroy, der »père de feuilleton«, wie ihn Balzac nennt,<sup>47</sup> um 1800 im *Journal de Débats* und im *Journal de l'Empire* den unter dem Strich plazierten Annoncen seine aktuellen Theaterkritiken beifügt.<sup>48</sup> Die Verbindung von Annonce und Theaterkritik ist der brisante Keim für das sich im neunzehnten Jahrhundert entwickelnde Feuilleton. Dabei verändern sich Theaterkritik und Annonce unter den rasanten Modernisierungsbedingungen, denen die Publizistik unterworfen ist. Julien-Louis Geoffroy erfindet das literarische Kunststück, die Atmosphäre des mündlichen Theaterraisonnements in Salon und Café in die schriftliche Form des

---

Glättung sozialer und triebhafter Widersprüche gedeutet wird (vgl. Werner Hofmann: Das Fleisch erkennen. In: Alfred Pfabigan (Hg.): Ornament und Askese im Zeitgeist des Wien der Jahrhundertwende. Wien: Brandstätter 1985, S. 120–129), von der anderen Seite mit der These verteidigt wird, im Ornament käme »das Kunstwollen einer Zeit reiner zum Ausdruck als in der hohen Kunst«. Von hier aus müsse »auch die Geburtsstätte eines neuen Stils gesucht werden« (vgl. Heinrich Wölfflin: Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur. In: H. W.: Kleine Schriften. Hg. v. Joseph Ganter. Basel: Benno Schwabe & Co 1946, S. 13–47. Hier S. 46). In diesen Kontext von Riegl und Wölfflin sind Hofmannsthal's Überlegungen zum Ornament, in dem »sehr viel Soziales« stecke, zu stellen (Zit. nach Hubert Lengauer: Metaphern der Macht. Ornament und Askese bei Hofmannsthal. In: Pfabigan: Ornament und Askese, S. 191–211. Hier S. 197).

<sup>45</sup> Vgl. Frank-Lothar Kroll: Das Ornament in der Kunsttheorie des 19. Jahrhunderts. Hildesheim: Olms 1987, S. 49, 62f.

<sup>46</sup> Vgl. die Feuilletonkritik als Ornamentkritik bei Adolf Grabowsky: Der Feuilletonismus. In: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß: Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. 14. Jg., Bd. 1. Stuttgart: Greiner & Pfeiffer 1912, S. 403: »Es gibt keine Kunst des Feuilletons. [...] Ein Kunstwerk ist immer sachlich, weil es in wildem, ungestümem Geschehen wurzelt, ein Feuilleton ist die Verneinung des Sachlichen, weil es eine Zusammenstoppelung ist von Arabesken und Ornamenten.«

<sup>47</sup> Honoré de Balzac: Monographie de la Presse Parisienne. In: H. d. B.: Oeuvres complètes. Ed. nouvelle établie par la Société des Études Balzaciennes. Bd. 24. Paris: Le Prat 1956, S. 431. Vgl. Roland Chollet: Balzac Journaliste. Le tournant de 1830. Paris: Klincksieck 1983.

<sup>48</sup> Wilmont Haacke: Genesis des Feuilletons (Anm. 18), S. 76: »Als Geoffroy im Jahre 1789 zu der damals neuen Zeitung *Journal des Débats* kam, fand er, daß in dieser Zeitung Viertelbogen für Anzeigen eingelegt wurden. [...] Auf jenen Bögen standen Annoncen aller Art, darunter Theaterinserate, Buchanzeigen, Angebote für Waren von geistiger oder kultureller Bedeutung. Diese Bögen hießen wohl zum Unterschied von gewichtigeren Teilen der Zeitung zuerst im Hausgebrauch der Druckerei *Feuilleton*.«



Feuilletons zu übertragen. Auf diese Weise wird die Causerie des Feuilletons geboren. Das Feuilleton saugt gleichsam die oralen Möglichkeiten einer großen Stadt an, die Sprachspiele, die Deklamationen, die Anekdoten, die Witze, die Klatschgeschichten und frivolen Anspielungen, um sie ins Schriftliche zu verwandeln. Die Simulation des gesellig-urbanen Gesprächs in der verschriftlichten Form des Feuilletons birgt den Keim des Ornamentalen, insofern der der Plauderei eigene, beständig zirkulierende Themenwechsel »ohne markierten Übergang«<sup>49</sup> in verschriftlichter Form als »Gewebe«, heute würde man sagen als »Netzwerk«, erfaßt wird. Der später berühmt gewordene Märchendichter Hans Christian Andersen verleiht in einer seiner frühen Prosaschriften dieser Vorstellung präzisen Ausdruck:

Ein Gedanke drängte sich mir auf, der mir oft in einer großen Menschengesellschaft kommt: welch buntes Stück es doch werden würde, wenn der ganze Gesellschaftsklatsch sich zu einem sichtbaren Gewebe verknüpfte. Welche Abwechslung gäbe das! Von der Theaterrezension springt man zur Politik und von dieser zurück zu unbedeutenden Alltagsgegebenheiten – alles ebenso lebendig, mit dem gleichen Interesse vorbringend.<sup>50</sup>

Hofmannsthal hat nichts weniger im Blick, wenn er in Trennschärfe zu der »affektierter Verworrenheit« einer die Oralität blind nachahmenden »Plauderei« den anmutigen Wechsel des »gut geschriebenen [...] neuen Journalismus« folgendermaßen schildert: Ein solcher Autor

[...] kommt von einer Beschreibung irgendwelcher Lebensgewohnheiten [...] zu einem Aperçu über die Moral; von der Sprache kommt er zum Innern, von einer Gebärde zu einem Seelenzustand, vom Straßenbild zu einem unlöslichen Geheimnis, einem intimsten Kern der Lebensauffassung; von der Art, wie sich die Leute im Omnibus, im Theater betragen, zu Rivarol und Chamfort.<sup>51</sup>

Es ist kaum zu übersehen, daß eine derartige Schreibweise zu einer Enthierarchisierung und Universalisierung der Motive und Themen führt.<sup>52</sup> Es hat daher auch nahegelegen, das allseitige, vor keinem Hehren oder Niedrigen haltmachende, plaudernde Feuilleton in den 70er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit den *grands magasins*, den aufkommenden Waren- und Kaufhäusern, gedanklich in Verbindung zu bringen.<sup>53</sup>

Bei der Entstehung des Feuilletons werden zwei Faktoren wirksam. In einer langen Vorgeschichte des Feuilletons (ungefähr seit dem Rokoko) gebiert die Causerie an der Nahtstelle von Oralität und Schriftlichkeit die Leitvorstellung des Ornamentalen. Diese Konstellation verdichtet sich freilich erst dann zum Feuilleton, als die Theater-

<sup>49</sup> Hans Christian Andersen: Spaziergang in der Sylvesternacht (1828/1829). Frankfurt/M.: Insel 1988, S. 114.

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> Hofmannsthal: Umriss (Anm. 1), S. 379.

<sup>52</sup> Selbst in der ideologisch intendierten Karikatur schimmert die Tendenz zur Universalisierung der Themen und Stile durch: Gustav Freytag: Die Journalisten. Leipzig: Hirzel 1913, S. 62: »Ich habe bei dem Blumenberg gelernt, in allen Richtungen zu schreiben. Ich habe geschrieben links, und wieder rechts. Ich kann schreiben nach jeder Richtung.«

<sup>53</sup> Der Herausgeber des *Figaro*, Henri de Villemessant, zieht ausdrücklich den Vergleich zwischen den Feuilletons und »les grands magasins«. Vgl. Karlheinz Biermann: Literarisch-politische Avantgarde in Frankreich 1830–1870. Stuttgart: Kohlhammer 1982, S. 147.



kritik sich selbst das Theatralische einverleibt, das heißt Inszenierung von Kritik und Annonce sich verbünden. Was die Nazipropaganda den jüdischen Feuilletonisten unterstellt, sie seien »Meister in allen Künsten aus zweiter Hand«, insofern sie im »Kabarettistische[n]«, »Singspielmäßige[n] und Revuehafte[n]« (man könnte hinzufügen im Melodramatischen) besonders bewandert seien, ist genau besehen von Anfang an ein Strukturelement des Feuilletons.<sup>54</sup> Neben das Bündnis von Causerie und Schriftlichkeit tritt das von Theatralität und Intermedialität. Viktor Hehn kommt in seiner Kulturgeschichte von 1874 auf den glücklichen Einfall, die Epochen des Schreibens nach der Art der Schreibgeräte einzuteilen, zum Beispiel nach der Epoche des gespaltenen Rohrs oder nach der Periode des Gänsekiels oder schließlich nach der Zeit der Stahlfeder, »mit der Leitartikel und Feuilletons hingeworfen werden, um noch nass in der Werkstatt gesetzt und mit Dampfkraft gedruckt zu werden.«<sup>55</sup> Vergleichbar damit könnte man die Geschichte des Feuilletons mit medientechnischen Orientierungsschüben parallelisieren, mit der Orientierung zunächst am Tableau, dann an der Camera obscura, schließlich an der Daguerreotypie und an der Photographie.<sup>56</sup> Auch hier läßt sich erneut das Zusammenwirken von Performance und Annonce feststellen. Die Annonce in ihrer Doppelbedeutung als sinnliche Demonstration einerseits und abstraktes Registrieren andererseits, wird im Modernisierungsmedium des Journals zu einem impliziten Schrift-Bild-Verhältnis ausgebaut, das die Technik der Skizze, der Silhouette, der Karikatur,<sup>57</sup> des Capriccios,<sup>58</sup> des Umrisses,<sup>59</sup> der arabesken und grotesken Vorlageblätter<sup>60</sup> literarisch integrieren und einschmelzen kann. An einem brieflichen Appell des jungdeutschen Journalisten Heinrich Laube wird die hier beschriebene Korrespondenz von Intermedialität, Beschleunigung und Universalisierung von Themen und Stilen als Erscheinung des journalistischen Alltags greifbar:

<sup>54</sup> Haacke: Das Wiener jüdische Feuilleton (Anm. 4), Sp. 2054.

<sup>55</sup> Victor Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Berlin: Borntraeger 1870, S. 268f.

<sup>56</sup> Vgl. Heinrich Heines ausdrückliche Berufung auf die Daguerreotypie im »Zueignungsbrief« der *Lutezia*. In: H. H.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hamburg: Hoffmann und Campe 1973–1997. Bd. 13/1. Hg. v. Manfred Windfuhr. Bearbeitet von Volkmar Hansen. 1988, S. 19.

<sup>57</sup> Vgl. Günter Oesterle: Karikatur als Vorschule von Modernität. Überlegungen zu einer Kulturpoetik der Karikatur mit Rücksicht auf Charles Baudelaire. In: Silvio Vietta, Dirk Kemper (Hg.): Ästhetische Moderne in Europa. München: Fink 1998, S. 259–286.

<sup>58</sup> Vgl. Günter Oesterle: Das Capriccio in der Literatur. In: Ekkehard Mai (Hg.): Das Capriccio als Kunstprinzip. Mailand 1996, S. 187–190; ders.: Skizze einer ästhetischen Theorie des Capriccio: Laune – Sprung – Einfall. In: Ekkehard Mai, Joachim Rees (Hg.): Kunstform Capriccio. Köln: König 1998, S. 179–198.

<sup>59</sup> Vgl. Günter Oesterle: Die Konjunktur des Umrisses in der Romantik. In: Gerhard Neumann, G. Oe. (Hg.): Schrift und Bild in der Romantik. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 27–58.

<sup>60</sup> Vgl. Günter Oesterle: Arabeske und Zeitgeist. Karl Immermanns Roman Münchhausen. In: Bernhard Spies (Hg.): Ideologie und Utopie in der deutschen Literatur der Neuzeit. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995, S. 58–67.



[...] schreibe mir Skizzen, Skizzen! In drei Zügen muß der Leser ein feurig Getränk schlürfen können. Die langen Flaschen sind nichts für ein Journal. Politisch, historisch, geographisch, statistisch, poetisch, idyllisch, sarkastisch, humoristisch – in welchem isch du willst – nur modern u. bald.<sup>61</sup>

#### b. Unter dem Strich geschrieben

Mit Causerie, Theatralität, Intermedialität sowie der Universalisierung der Themen und Stile sind wichtige Strukturelemente des Feuilletons benannt. Der zentrale, das Feuilleton organisierende Kern blieb allerdings noch ausgespart. Bekanntlich setzt die Genese des Feuilletons um 1800 mit einem Zeichen, mit der Zweiteilung des Zeitungsblattes in Oben und Unten ein: Ein Fünftel der Zeitungsseite wird durch einen dicken Strich von den politischen Artikeln getrennt, was Karl Emil Franzos, einer der ersten Theoretiker des Feuilletons, in Anlehnung an den französischen Begriff des *Rez-de-chaussée* als »Erdgeschoß des Blattes« bezeichnet.<sup>62</sup>

Johann Heinrich Campe führt in seinem Wörterbuch von 1813 diese Neuerung mit dem korrekten Verweis auf den Trennungsstrich ein: »Die jetzigen Pariser Zeitungen [...] haben die Einrichtung, daß ein durch eine Linie abgeschnittenes Winkelchen dazu bestimmt ist, etwas Gelehrtes oder Witziges zu enthalten. Dieses Winkelchen oder Blättchen wird das Feuilleton genannt.«<sup>63</sup> Im selben Jahr 1813 führt der

<sup>61</sup> Brief Heinrich Laubes an Ernst Adolph von Mühlbach mit der Bitte um Beiträge für die *Zeitung für die elegante Welt* vom 6. 2. 1833. Zit. nach: Heinrich Hubert Houben: *Jungdeutscher Sturm und Drang*. Leipzig: Brockhaus 1911, S. 313.

<sup>62</sup> Franzos: Ueber das Feuilleton (Anm. 7), S. XIII. Bis heute existiert noch keine genaue Zusammenstellung, wann und wo der Strich als Teilung eines Blattes in deutschsprachigen Zeitungen vorgenommen wurde. Nach dem *Nürnberger Korrespondenten* (1813) führten einige andere deutsche Zeitungen vor allem gegen Ende der dreißiger Jahre (u. a. 1838 die *Kölnische Zeitung*) den Strich ein. Als Beispiel für die Einführung des Feuilletons unter dem Strich durch Preisgabe eines »Beiblatts« kann die in München 1830 erscheinende Zeitschrift *Deutscher Mercur* gelten. Nach der Einverleibung des Beiblatts *Aurora* erhielt das Feuilleton »seinen Platz täglich im letzten Viertel der Zeitung und lief, durch einen ganzseitigen Strich (vierspaltig) von dem übrigen Textteil geschieden«; Franz Hauschild: *Anfänge und Entwicklung des Feuilletons in der Münchener Nachrichten=Presse (1628–1848)*. München: Selbstverlag des Instituts für Zeitungsforschung 1934, S. 99. Seit 1848 wird die Einführung des Striches allmählich Gemeingut. Vgl. Haacke: *Genesis des Feuilletons* (Anm. 18), S. 77.

<sup>63</sup> Johann Heinrich Campe: *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke*. Braunschweig: Schulbuchhandlung 21813, S. 317. Die Durchsicht der Konversationslexika des 19. Jahrhunderts ergibt ein uneinheitliches Bild. Das Brockhaus-Conversationslexikon (4. Auflage) informiert 1817 unter dem Artikel Feuilleton (sehr dicht an Campes Definition): »die pariser Zeitungen mit Ausnahme des Moniteurs haben seit der Revolution die Einrichtung, daß ein durch eine Linie abgeschnittenes Winkelchen dazu bestimmt wird, literarische, theatralische und nichtpolitische Notizen mitzuteilen. Diese auch mit kleiner Schrift gedruckte Abtheilung der pariser Zeitungen nannte man *Feuilleton*. In Deutschland ist namentlich beim *Nürnberger Korrespondenten* diese Form und Einrichtung im Außern nachgeahmt worden.« Dieser Artikel wird ebenfalls in der 5. Auflage (1819) abgedruckt, findet in der 6. Auflage (1824) jedoch keine Aufnahme und wird erst in der 10. Auflage (1851–55) in neuer, erweiterter Form wieder eingeführt.



*Nürnberger Korrespondent* in seinem neunten Jahrgang die folgenreiche Zweiteilung ein: »Die eigentlichen Gegenstände, womit sich die Redaktion beschäftigt, sind zunächst politische Nachrichten. Das unten angehängte Feuilleton ist für die nicht politischen Nachrichten bestimmt, nemlich für Literatur, Künste, Erfindungen, Gesundheits- und Gewerbekunde, Theater, Naturerscheinungen, Länder- und Völkerkunde, Mode etc. etc. Zur Abwechslung erscheinen darin auch humoristische Aufsätze, Anekdoten, Charaden etc. etc.«<sup>64</sup> Auffallend ist an der Zweiteilung in »Politisches« und »Nicht-Politisches«, »Eigentliches« und Uneigentliches nicht nur, daß unter dem Strich Künste, Naturkunde, Ethnologie und Mode durch unterhaltende Passagen (Anekdoten, Charaden) aufgelockert werden, sondern zugleich, daß dieser Teil untermischt wird durch »Anzeigen und kurze Kritiken«: »Da [...] auch Anzeigen und kurze Kritiken neu erschienener Schriften einen Theil des Feuilletons ausmachen, und der Korrespondent ein sehr verbreitetes [...] im In- und Ausland häufig gelesen[es]« Blatt ist,

können auch neue Erfindungen, merkantilische Nachrichten, Notizen von Modesachen u. dgl. für die Kenntnis des größeren Publikums geeignete oder bestimmte Ankündigungen durch den Korrespondenten verbreitet werden, indem Anzeigen und Bekanntmachungen jeder Art, gerichtliche und außergerichtliche, die gedruckte Zeile zu 4½ Kreuzer ...

Aufnahme finden.<sup>65</sup> Die Mischung von Wissenswerthem aus Kunst und Wissenschaft mit unterhaltenden Geschichten und Anzeigen zählt fortan zum Charakteristischen des Feuilletons. Noch im Jahre 1876 setzt man zum Beispiel in der *Frankfurter Zeitung* »auch den Vergnügungsanzeiger, die Wasserstands-Nachrichten und die Frankfurter Metereologischen Beobachtungen ins Feuilleton«.<sup>66</sup>

Mit dieser durch einen Strich markierten Zweiteilung ist weit mehr als nur eine formale Rubrizierung und Ausdifferenzierung in Sparten erreicht; es ist eine thematologische, wertakzentuierende Relation und, semiotisch gesprochen, eine »Markierung« möglich geworden.

Über-und-unter-dem-Strich-Schreiben heißt die Differenzsetzung zwischen Haupt- und Nebensächlichem, zwischen Offiziösem und Inoffiziellm, zwischen Berichten von Haupt- und Staatsaktionen und Ansichten, Meinungen und Reflexionen, zwischen Zentrum und Rand, zwischen Verlautbarung und »Lückenbüßern«,<sup>67</sup> zwischen

<sup>64</sup> Der Korrespondent von und für Deutschland auf das Jahr 1812. Neunter Jahrgang. Erstes Vierteljahr enthaltend die Monate Januar, Februar, Merz. Gedruckt zu Nürnberg, in der Zunner'schen Buchdruckerei, 2. Blatt. Das Datum der programmatischen Einführung des Striches im 1804 gegründeten *Der Korrespondent von und für Deutschland* scheint ungeklärt. Während Todorow: Das Feuilleton (Anm. 18) auf S. 10 aus der Dissertation von Renate Heidner: Die Theaterkritik von 1815–1850. Nachgewiesen am »Korrespondenten von und für Deutschland« in Nürnberg. Diss. phil. München 1954 (Masch.), S. 14f. das Jahr 1812 und den Jg. 8 interpoliert, findet sich im Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund ein Exemplar des zitierten programmatischen Artikels aus dem Jahre 1813. Neunter Jahrgang, 2. Blatt.

<sup>65</sup> Der Korrespondent. Ebd. [Hervorhebungen G. Oe.].

<sup>66</sup> Holzamer: Das Feuilleton (Anm. 35), Typoskript.

<sup>67</sup> Vgl. Florian Vassen: Georg Weerth als Feuilletonredakteur. In: Georg Weerth: Vergessene Texte. Hg. v. Jürgen W. Goette, Jost Hermand, Rolf Schloesser. Bd. 2. Köln: Leske 1976, S. 30, Anm. 16.



Allgemeinem und Detail, zwischen international ausgerichteter Information und lokal orientierter Atmosphäre. Dem autoritativen Gestus des Schriftlichen, Monologischen und Bedeutsamen *oben* korrespondieren *unten* die »kleinen Formen«, »bluettes littéraires, charades, énigmes, logogripes, épigrammes, éphémérides« und »la critique théâtrale«<sup>68</sup> mit ihrem dialogischen, ludistischen, reflexiv-kommentierenden Habitus und ihrer lokalen Einfärbung. Sie lockern die Grenzen zwischen öffentlich und privat und schulen mit dem Blick des Voyeurs zugleich den ›Vergleich‹, die moderne Beobachtung der Beobachtung. Während über dem Strich im Reich der Informationen Wissenskompetenz gefragt ist, zählt unter dem Strich viel stärker die soziale Fähigkeit, Distinktionen zu erkennen und handzuhaben. Letztere entsteht aus einer Mischung von Geschmack, Bildung und feinem Sensorium. Solche verschiedenen Schreibarten schaffen auch unterschiedliche Gedächtnisräume. Nimmt man Tulvings drei Gedächtnistypen zu Hilfe, so läßt sich sagen, daß über dem Strich das »semantische Gedächtnis« vorherrscht, also die abstrakte Benennung und die Zuordnung von Regel und Situation, wogegen unter dem Strich sich ein feuilletonistischer Gedächtnisraum konstituiert, der aus einem Bündnis aus »habituellem« und »narrativ-episodischem« Gedächtnis besteht.<sup>69</sup> Indem das Feuilleton an Bekanntes, Gewohntes, alltägliches Detail anknüpft und ihm eine neue Perspektive abgewinnt, erinnert es immer zugleich an das kollektiv Vergessene, das zum Alltäglichen Gewordene. Zugleich erlaubt und fördert das Feuilleton den Ausbau eines imaginativen Gedächtnisraumes. An den Theaterkritiken Jules Janins, dem ›Fürsten‹ des französischen Feuilletons, bewundert und kritisiert man, daß er das jeweilige Theaterstück nur zum Anlaß für eigene Expektorationen nimmt.<sup>70</sup> Fortan wird die Autonomie des Feuilletons gegenüber ihrem Gegenstand im Brennpunkt der Kontroverse um die Bewertung des Feuilletons stehen.

## 5. Die despektierliche Aura des Feuilletons

Trotz aller impliziten Aufwertung der Bedeutung des Feuilletons in der Geschichte des Zeitungswesens des neunzehnten Jahrhunderts (und die Auflagenzahlen belegen dies zur Genüge) verliert freilich das Unter-dem-Strich-Schreiben nie ganz seine despektierliche Aura. Unter-dem-Strich-Schreiben und Auf-den-Strich-Gehen, sei es nur in der alten und ursprünglichen Bedeutung des abenteuerlich Vagabundierenden, Werbenden, ist nun einmal semantisch nicht weit voneinander entfernt.<sup>71</sup> So spricht Nietzsche in bezug auf den Journalismus von der »Prostitution des Geistes« und Karl

<sup>68</sup> Artikel: Feuilleton (1876). In: Fritz Nies: Genres mineurs. Texte zur Theorie und Geschichte nichtkanonischer Literatur. München: Fink 1978, S. 104.

<sup>69</sup> Vgl. Envel Tulving: How many memory systems are there? In: American Psychologist 40 (1985), S. 385–398. Hier S. 387f.

<sup>70</sup> Paul Lindau: Jules Janin, der Fürst des Feuilletons. In: P. L.: Nur Erinnerungen. Bd. 1. Stuttgart und Berlin: Cotta 1919, S. 102.

<sup>71</sup> Artikel: Strich. In: Jacob und Wilhelm Grimm (Hg.): Deutsches Wörterbuch. Bd. 10. Abteilung 3. Leipzig: Hirzel 1957, Sp. 1529 f.



Kraus bekanntlich von der »großen Hure« Presse.<sup>72</sup> So nimmt es nicht Wunder, daß der hochadelige Bruder der Droste-Hülshoff ihr verbietet, einen Beitrag in dem liberalen, dem Katholizismus fernstehenden Feuilleton der *Kölner Zeitung* zu publizieren.<sup>73</sup>

War das Schriftstellergewerbe von der Herkunft her besehen sowieso eine zweideutige Zunft, so bilden sich in der Entwicklung des Zeitschriftenwesens des neunzehnten Jahrhunderts zwei Sozialtypen von Journalisten mit unterschiedlichem Habitus, unterschiedlichen Adeltungsversuchen und Professionalisierungstendenzen heraus.<sup>74</sup> Der Über-dem-Strich-schreibende Journalist versucht den regierungsamtlichen Nachrichtenvermittler zu beerben, sich als seriöser Bote zu gerieren, der Unter-dem-Strich-schreibende Feuilletonist tritt *volens volens* das Erbe des Kolporteurs, Curiositätenanrufers, Gerüchteverbreiters und Klatschkenners an. Und wie versucht er sich zu adeln? Er baut ein *Entre nous* der Zwischentöne, der Eleganz, der Causerie auf, um auf diese Weise zum publizistischen *Salonnière* aufzusteigen. Eine noch ungeschriebene Kulturpoetik des Feuilletons müßte eine ästhetische Theorie des Pikanten<sup>75</sup> mit dem unaufhaltsamen Aufstieg des Feuilletonisten vom Colporteur zum Salonlöwen in Verbindung bringen.

Dieses Wertungsgefälle von Oben und Unten, von Zentrum und Rand, von Offiziellem und Inoffiziellem, von Information und Meinung bietet sich geradezu an, deplaziert, umgewertet und verkehrt zu werden. Den abqualifizierenden Duktus von Oben nach Unten macht sich natürlich die Satire zunutze, wenn zum Beispiel 1848 der Streit um die Kaiserkrone nach Meinung Friedrich Engels ins Feuilleton unter den Strich gehöre,<sup>76</sup> oder wenn der Feuilletonist Georg Weerth ironisch über seine *Neue Rheinische Zeitung* schreibt: »[...] dieses unheilvolle Blatt setzt sich sogar über die gewöhnlichen Regeln des Anstandes und der guten alten Sitte hinweg«, indem es »die Kabinett-Ordres nicht selten hinter dem Strich neben die Korn- und Ölpreise des Neusser Fruchtmarktes« druckt.<sup>77</sup> Derartigen offensichtlichen Satanischen korrespondiert eine schleichende, sublimale, leise Subversion und Umwertung, wenn der konventionellen, umständlichen, in Verwaltungsdeutsch geschriebenen, abstrakt-begrifflichen Verlautbarung über dem Strich eine alltagsnahe, unkonventionelle, nuancierte, langzeitbeobachtende, vergleichende, prognostische, lokalorientierte Schreibhaltung unter dem Strich entgegentritt. Das Unter-dem-Strich-Schreiben wird sogar wortwörtlich genommen. Alfred Polgar behauptet zum Beispiel, »das

<sup>72</sup> Zit. nach Fischer: Von Börne bis Kraus (Anm. 35), S. 538.

<sup>73</sup> Wienfried Woesler: Die Droste und das »Feuilleton« der »Kölnischen Zeitung«. In: Kleine Beiträge zur Droste-Forschung 1 (1971), S. 25–32. Hier S. 25.

<sup>74</sup> Vgl. Lothar L. Schneider: Reden zwischen Engel und Vieh. Zur rationalen Reformulierung der Rhetorik im Prozeß der Aufklärung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994, S. 9ff.

<sup>75</sup> Vgl. den von Berthold Auerbach konstruierten Gegensatz des »Pikanten und Interessanten« des Feuilletons im Unterschied zum Volkstümlichen und die bei der Kritik am Interessanten des Feuilletons beobachtbare Berufung auf Jacob Grimm. Berthold Auerbach: Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur. Leipzig: Brockhaus 1846, S. 262f.

<sup>76</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. (MEW). Hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Bd. 6. Berlin: Dietz 1956, S. 427.

<sup>77</sup> Georg Weerth: Warnung vor der »Neuen Rheinischen Zeitung« (Fragment). In: Weerth: Vergessene Texte (Anm. 67), S. 75.



Gebot der fliehenden Stunde« fordere vom Feuilletonisten, »die kürzeste Linie von Punkt zu Punkt«<sup>78</sup> zu wählen und in kühnen, knappen, charakteristischen, skizzenhaften, in einem Zug durchgeführten Strichen zu schreiben.<sup>79</sup>

## 6. Die stilprägende Dynamik des Feuilletons im Modernisierungsprozeß der Zeitungen

Wenn Balzac die beste Karikatur des Feuilletons in seinem Roman *Les Illusions perdues* geschrieben hat, dann hat Fontane mit seinen Thesen vom pointierten schnellen Schreibduktus, vom Verstecken des Wissens, der Preisgabe des kritischen Richteramts und der Dominanz der Einbildungskraft über den Verstand die knappste und treffendste Poetik des Feuilletons am Beispiel der *Times* in London gegeben. Da die *Times* die Erfindung des Strichs nicht anwendet, kann Fontane seine poetologischen Überlegungen zum Feuilletonstil am Leitartikel exemplifizieren.

Der »Times«-Leitartikel ist der völlige Sieg des Feuilletonstils über die letzten Reste des Kanzleistils und ähnlicher mißgestaltener Söhne und Töchter lateinischer Klassizität. Lange Perioden sind verpönt; rasch hintereinander, wie Revolverschüsse, folgen die Sätze. Der Schreiber, wenn er ausnahmsweise gründliche Kenntnis hat, ist strikte gebunden, seinen Schatz zu vergraben und höchstens anzudeuten, daß er ihn überhaupt besitzt. Wissen und Details dürfen sich nicht breitmachen. Der gut geschriebene »Times«-Artikel ist eine *Arabeske* [Hervorhebung G. Oe.], die sich graziös um die Frage schlingt, ein Zierat, eine gestreiche Illustration; er ist kokett und will gefallen, fesseln, bezwingen, aber es fällt ihm nicht ein, auf alle Zeit hin überzeugen zu wollen. Er übt kein Richteramt, auch wenn er sich gelegentlich die Miene gibt; er ist ein Advokat und ficht weniger für die Wahrheit als für seinen Klienten. Daß er die Miene der Unfehlbarkeit annimmt, beweist nur, wie wenig sicher er sich fühlt. Er will nichts erschöpfen, er will nur anregen; er wendet sich an die bestechliche Einbildungskraft, nicht an den nüchternen Verstand. Witz und Pathos sind seine liebsten Waffen und lösen sich untereinander ab. Aristophanisch zu sein, ist sein Stolz und sein Bestreben. Wie Voltaire hält er nur eines für verpönt – die Langeweile. Elegant, blendend, pointiert; kein Gericht, das nährt, aber eine Sauce, die schmeckt.<sup>80</sup>

Man hat in dieser Darstellung des »völlige[n] Sieg[s] des Feuilletonstils« die Geburt einer »modernen Schreibweise« erblickt.<sup>81</sup> Freilich hat man in der Forschung diese feuilletonistische Schreibweise meines Erachtens allzusehr mit einer »Subjektivierung der Literaturkritik«, der »Neigung zu einer Theoriefeindlichkeit« und der Tendenz zum Bruch mit der »tradierten Poetik« literarischer Gattungen in Verbindung gebracht.<sup>82</sup> An dem Text von Fontane scheint mir hingegen bedeutsam zu sein, daß

<sup>78</sup> Alfred Polgar: Die Kleine Form. In: A. P.: Kleine Schriften. Hg. v. Marcel Reich-Ranicki. Bd. 3. Reinbek: Rowohlt 1984, S. 373.

<sup>79</sup> Vgl. auch Artikel: Strich (Anm. 71), Sp. 1526.

<sup>80</sup> Theodor Fontane: Studien über England 1860. Die Londoner Tagespresse. In: Th. F.: Sämtliche Werke. Bd. 19. Politik und Geschichte. Hg. v. Charlotte Jolles, Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1969, S. 163–247. Hier S. 242.

<sup>81</sup> Russell A. Berman: Subjektivierung der Literaturkritik. Der Feuilletonismus. In: Peter Uwe Hohendahl (Hg.): Geschichte der deutschen Literaturkritik (1730–1980). Stuttgart: Metzler 1985, S. 213.

<sup>82</sup> Ebd., S. 211, 213, 214.



er absieht von zeitgenössischen, auch von Eckstein und Franzos geltend gemachten Thesen der Subjektivierung der Kritik und stattdessen dezidiert Anschluß sucht bei einer seit der Frühromantik diskutierten Poetik des Arabesken. Wie die frühromantische Poetik hebt Fontane an dieser arabesken Schreibweise die Dominanz der Einbildungskraft, den Wechsel von Witz und Pathos, das ludistische Moment, die Abwehr richterlicher Kritik und die Distanz zu gelehrsamem Artikeln hervor.<sup>83</sup> Die Aufmerksamkeit der Feuilletonforschung sollte daher weniger auf den Bruch mit der spätklassizistischen Poetik, als auf die Umschrift des mit Exoterik und Esoterik spielenden romantischen Arabeskenkonzepts gerichtet werden. Ungeklärt blieb bislang der Zusammenhang zwischen den Arabesken- und Ornamentkonzepten um 1800 und um 1900. Vorschneidlich neigte man dazu, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nur die Trivialisierung des hochtheoretischen Arabeskenkonzepts der Frühromantik zu sehen.<sup>84</sup> Die Perspektive verschiebt sich, wenn man die romantische Reflexion der Arabeske von Anfang an nicht von den Modernisierungsproblemen der Publizistik trennt. Auf diese Weise entstünde eine Reflexionskette, die von Friedrich Schlegels *Brief über den Roman*, Heinrich Heines *Zueignungsbrief zur Lutezia*,<sup>85</sup> Theodor Fontanes Beschreibung der *Times* bis hin zu Hofmannsthals »feuilletonistischer Vorschule« reichen würde.

Mit der subversiven, anspielungsreichen, vielstimmigen Schreibweise übernimmt das unter dem Strich geschriebene Feuilleton die stilprägende Dynamik im Modernisierungsprozeß der Zeitungen und Zeitschriften. Es entfaltet sich eine stilbildende Dynamik im Wettkampf und in der Konkurrenz zwischen den unterschiedlichen politischen Orientierungen in einer Stadt,<sup>86</sup> zwischen verschiedenen Regionen, Ländern und Metropolen, zum Beispiel zwischen dem Pariser, dem Londoner, dem Berliner und dem Wiener Feuilleton.<sup>87</sup> Es entsteht europaweit eine Zirkulation der Ideen und Stilgesten, die durch die lokale Färbung und besondere Medienlandschaft nicht geschwächt und gestört, sondern gesteigert wird. Es ist wahrscheinlich nicht zu gewagt, zu behaupten, daß einst der Maßstab der Metropolenfähigkeit von der Ausbildung eines eigenen regional distinkten Feuilletonstils abhing.<sup>88</sup>

<sup>83</sup> Vgl. Günter Oesterle: Arabeske und Roman. Eine poetikgeschichtliche Rekonstruktion von Friedrich Schlegels »Brief über den Roman«. In: Dirk Grathoff (Hg.): Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode. Frankfurt/M.: Lang 1985, S. 233–292. Hier S. 254f. Man vgl. dort die Bezugnahme von Schlegels Arabeskentheorie auf die »gelehrten Zeitungen«.

<sup>84</sup> Vgl. Werner Busch: Die notwendige Arabeske. Wirklichkeitsaneignung und Stilisierung in der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin: de Man 1985.

<sup>85</sup> Heine: *Lutezia* (Anm. 56), S. 18: »Um die betrüblichen Berichterstattungen zu erheitern, verbot ich sie mit Schilderungen aus dem Gebiet der Kunst und der Wissenschaft, aus den Tanzsälen der guten und der schlechten Societät, und wenn ich unter solchen Arabesken manche allzu närrische Virtuosenfratze gezeichnet, so geschah es [...] um das Bild der Zeit selbst in seinen kleinsten Nuancen zu liefern.«

<sup>86</sup> Vgl. die Konkurrenz der von Karl Marx redigierten *Neuen Rheinischen Zeitung* mit dem von Levin Schücking betreuten Feuilleton der *Kölnischen Zeitung*.

<sup>87</sup> Vgl. den Bericht: Das Wiener Feuilleton. In: Velhagen und Klasings Monatshefte 11, Jg. 26. Bd. 3. 1912, S. 411–417 mit dem Hinweis auf die für das Wiener Feuilleton geschriebene Korrespondenz von Max Nordau aus Paris und Paul Goldmann aus Berlin.

<sup>88</sup> Als unerforschtes Beispiel könnte der allmähliche Aufstieg des Feuilletons der *Frankfurter*



## 7. Das Energiezentrum des Feuilletons: die Gleichzeitigkeit von Internationalität und Lokalität und die eigenwillige Verschränkung von Öffentlichkeit und Mystrium

Mit der These von der Gleichzeitigkeit von Internationalität und Lokalität geraten wir in das paradoxe Energiezentrum des Feuilletons. Die Nationalsozialisten haben mit der Denunziation der Heimatlosigkeit des sogenannten ›jüdischen‹ Feuilletons ein dem Feuilleton prinzipiell zukommendes Element benannt.

Als Erscheinung städtischer Urbanität ist das Feuilleton international, ein »mannigfaches Echo« anderer in- und ausländischer Zeitungen,<sup>89</sup> aber es ist keineswegs, wie die Propaganda der Nationalsozialisten unterstellt hat, jederzeit austauschbar, versetzbar. Es ist nämlich gebunden an die spezifische urbane Lokalität, an die jeweilige Szenenatmosphäre einer bestimmten Metropole.<sup>90</sup> Mit dieser eigenartigen Kombination von Internationalität und Lokalität unterläuft das Feuilleton die alte, im achtzehnten Jahrhundert ausgebildete binäre Opposition von Nationalismus und Kosmopolitismus.

Mit dieser eigenwilligen Zusammenführung eines Internationalismus der Metropolen mit einer spezifischen lokalen Urbanität schafft sich das Feuilleton einen eigenen Erinnerungsraum der Gebildeten. Im österreichischen Feuilleton bildet dieses »Gemeingedächtnis« der Gebildeten die *Wiener Wochenplauderei oder Wochenchronik*.<sup>91</sup> Das Organisationsprinzip dieses Gedächtnisraums ist wiederum der Strich und seine Zerteilung. 1848 heißt es in einer österreichischen Zeitung über die Aufgabe des Feuilletons: »Wir wollen eine Übersicht der historischen Ereignisse dieser Woche, jedoch hauptsächlich nur wie sie sich im Lokalleben Wiens spiegeln, dem Leser vorführen«, um dann freilich sofort die Differenz und Distinktion von Oben und Unten zu vollziehen, von Aktualität und Massenwirksamkeit oben und individueller Sehweise unten, von der massenwirksamen Politik des Augenblicks in der oberen, größeren Hälfte der Zeitung und von der ›sozialen‹, zukunftsweisenden Orientierung in dem kleineren, unteren Abschnitt unter dem Strich: »Das Feuilleton mit den Ideen, deren Verwirklichung in der Ferne liegt«, so heißt es, »ist die Zeitung der Zukunft«.<sup>92</sup>

Der eigenwillige Gedächtnisraum des Feuilletons ist paradox angelegt: es will den Augenblick artistisch verewigen. Der Feuilletonist arbeitet »für den Tag, wie man für die Ewigkeit schreibt, für die Zeitung, als ob ein Morgenblatt ein Jahrhundert

---

*Zeitung* nach 1850 dienen. Dabei würde der Anwerbung Wiener Feuilletonisten als Chefredakteure in Frankfurt eine besondere Bedeutung zukommen.

<sup>89</sup> Holzamer: Das Feuilleton (Anm. 35), Typoskript.

<sup>90</sup> Eckstein: Beiträge (Anm. 28), S. 51: »Das literarische Feuilleton hat immer einen kosmopolitischen Zug, selbst in seiner nationalsten Ausprägung; die kulturhistorische Skizze, die Salonplauderei, die Satire haben dagegen nothgedrungen einen lokalen Charakter [...]«.

<sup>91</sup> Die Erfindung der »Chronique« an Stelle der politischen Leitartikel geht zurück auf den unter Napoleon III. gegründeten *Courrier de Paris*. Vgl. Tony Kellen: Aus der Geschichte des Feuilletons. Essen: Fredebeul & Koenen 1909, S. 42.

<sup>92</sup> Kai Kauffmann: »Es ist nur ein Wien!« Stadtbeschreibungen von Wien 1700 bis 1873. Wien: Böhlau 1994, S. 435.



währte«. <sup>93</sup> Es greift »das Flüchtige auf, es hält das Eilende fest«, schreibt der dem Naturalismus zugehörige Feuilletonist Holzamer. <sup>94</sup> Im Unterschied zu den übrigen Rubriken, die »das Vorrecht genießen, rasch dahinrasten zu dürfen«, trägt das Feuilleton allerdings bei aller Aktualität, so der Feuilletonist Ferdinand Groß, »den Stempel der Sammlung«. <sup>95</sup>

Während die politische Publizistik und die Geschichtsschreibung, insbesondere die Literaturgeschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts, Gedächtnisräume von konsistenten nationalen Identitäten erinnernd aufbaut, miniaturisiert das Feuilleton dieselben. Im Feuilleton »spiegelt sich die Kleinarbeit der Kultur«, das Feuilleton setzt »die kleine Münze [...] in Umlauf, die von Hand zu Hand« geht. <sup>96</sup> Das Feuilleton ist eine paradoxe Veranstaltung: seine Schreibweise gibt die Kontinuität eines erinerten Ichs preis, um den eigentümlichen individuellen Blick des Moments zu retten.

Die paradoxe Organisation des Feuilletons zeigt sich am prägnantesten in seiner Beziehung zur Öffentlichkeit. Auch hier gibt uns Fontanes Beschreibung der *Times* Ende der 50er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts präzisen Aufschluß. Den von ihm konstatierten und beschriebenen »völligen Sieg des Feuilletonstils über die letzten Reste des Kanzleistils« <sup>97</sup> führt er unter anderem darauf zurück, daß die *Times* in der Lage sei, mitten in einer sich entfaltenden demokratischen Öffentlichkeit »ein gewisses Mysterium« aufrechtzuerhalten. <sup>98</sup> Als ob er die später von Georg Simmel formulierte These von der Umbesetzung von Öffentlichkeit und Geheimnis im Prozeß der Zivilisation exemplifizieren wollte, <sup>99</sup> beschreibt Fontane die merkwürdige Verkehrung, wie das frühere Arkanum des Staates immer transparenter wird, die ehemals Öffentlichkeit einfordernde Publizistik hingegen nun das Geheimnisvolle zelebriert:

Die *Times* hat viel von der Organisation einer Regierung, aber während über die Kräfte, womit eine Regierung arbeitet, jedes Staatshandbuch die gewissenhafteste Aufklärung gibt, hüllt sich Printing-House-Square in eine undurchdringliche Wolke [...]. <sup>100</sup>

Nun weiß man, daß die Korrespondenz von Geheimnis und Erinnerung einen Gedächtnisraum gänzlich anders ausbauen und organisieren kann als ein durch Öffentlichkeit transparent gemachter Erfahrungsraum. Strategien der Geheimnisbildung wandeln mnemotechnisch benutzte »prägnante Bilder« (*images*) und »den Raum strukturierende Plätze« (*loci*) zu Spuren um. <sup>101</sup> Fontanes Beschreibung des »völligen Siegs

<sup>93</sup> Mit diesem Zitat charakterisiert Hugo Wittmann seinen Kollegen Ludwig Speidel. Zit. nach: Hans Bender: *Klassiker des Feuilletons*. Nachwort. Stuttgart: Reclam 1965, S. 235.

<sup>94</sup> Holzamer: *Das Feuilleton* (Anm. 35), Typoskript.

<sup>95</sup> Ferdinand Groß: *Das Wiener Feuilleton* (Ein Brief an einen Berliner Redakteur). In: F. G.: *Nichtig und flüchtig*. Skizzen. Leipzig: Pfeil 1880, S. 205.

<sup>96</sup> Holzamer: *Das Feuilleton* (Anm. 35), Typoskript.

<sup>97</sup> Fontane: *Studien über England* (Anm. 80), S. 242.

<sup>98</sup> Ebd.

<sup>99</sup> Georg Simmel: *Das Geheimnis*. Eine sozialpsychologische Skizze. In: G. S.: *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*. Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, S. 317f. Vgl. Günter Oesterle: *Aufklärung und Geheimnis oder die Kunst als Rätsel*. In: Albert Spitznagel (Hg.): *Geheimnis und Geheimhaltung*. Göttingen: Hogrefe 1998, S. 97–105.

<sup>100</sup> Fontane: *Studien über England* (Anm. 80), S. 237.

<sup>101</sup> Stefan Goldmann: *Statt Totenklage Gedächtnis*. Zur Erfindung der Mnemotechnik durch Simonides von Keos. In: *Poetica* 21 (1989), S. 43–66. Hier S. 43f.



des Feuilletonstils« und die dabei getroffene Feststellung, dazu gehöre die »strikte« Befolgung, »seinen Schatz zu vergraben und höchstens anzudeuten«, meint genau dies. Feuilleton schreiben bedeutet Spuren legen und Feuilleton lesen heißt Spuren entziffern zu können. Spurenlegen und Spurenziffern dient nicht nur kommunikationstheoretisch »der Steuerung und Selektivitätsverstärkung unterschiedlicher Kommunikationsebenen«,<sup>102</sup> sondern es hat zugleich die gesellschaftliche Funktion, die Distinktion der Gebildeten von den sogenannten Ungebildeten zu steuern.

## 8. Feuilleton und Kulturgeschichtsschreibung

Man hat in der Forschung behauptet, es hätte keine Poetik oder Theorie des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert gegeben.<sup>103</sup> In der Tat übergehen die zeitgenössischen Poetiken und Ästhetiken diese neuartige epochemachende Erscheinung. Das Feuilleton bedurfte freilich auch nicht einer explizit und akademisch ausgebildeten Theorie, weil es nämlich, wie kaum ein vergleichbares Medium der Zeit, selbstreflexiv und sprachkritisch ausgelegt ist – eine notwendige Voraussetzung, um die prekäre Balance zwischen Zeitdiagnose und Reklame, Chronik des lokalen urbanen Lebens und europaweiter Ideenzirkulation zu leisten. Das Feuilleton steht, so haben wir einleitend behauptet, wegen seiner brisanten Kombination von Annonce und Kritik unter ständigem Legitimationsdruck, was wiederum eine Voraussetzung für seine insbesondere sprachkritische Metareflexion sei. Aus diesem Legitimationsbedürfnis entstehen schließlich in den 70er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erste Ansätze einer Kulturtheorie des Feuilletons.<sup>104</sup> So kritisiert zum Beispiel im Jahre 1880 Ferdinand Groß, ein Wiener Feuilletonist, der später Chefredakteur des Frankfurter Feuilletons werden sollte, das früher im Vormärz unter den Bedingungen der Restauration und Zensur zu bloß »pikanten Geschichten« herabgekommene Feuilleton.<sup>105</sup> Heute dagegen, so argumentiert er 1880, sei das Feuilleton längst diesen vormärzlichen Klatschgeschichten entwachsen: »heute berührt es alle Gebiete menschlichen Könnens und Wissens«; »heute holt [das Feuilleton] seine Stoffe aus der Naturwissenschaft, aus der Kunstgeschichte, aus der Politik, aus der Völkerkunde, aus der Sprachforschung.«<sup>106</sup>

Die Nennung und Reihenfolge der Wissensgebiete erinnert an die damals bedeutende kulturtheoretische *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*. Einer der Herausgeber, Moritz Lazarus, hat in dieser Zeitschrift unter dem Titel *Verdichtung des Denkens in der Geschichte* einen theoretischen Entwurf formuliert, der sich präzise an die Nahtstelle zwischen Feuilleton und Kulturgeschichtsschreibung

<sup>102</sup> Burkhard Sievers: *Geheimnis und Geheimhaltung in sozialen Systemen*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1974, S. 24.

<sup>103</sup> Todorow: *Feuilleton* (Anm. 17), Sp. 261.

<sup>104</sup> Vgl. z. B. Eckstein: *Beiträge* (Anm. 28); Franzos: *Ueber das Feuilleton* (Anm. 7); Groß: *Das Wiener Feuilleton* (Anm. 94); Holzamer: *Feuilleton* (Anm. 34).

<sup>105</sup> Groß: *Das Wiener Feuilleton* (Anm. 95), S. 207.

<sup>106</sup> Ebd.



begibt. Die Verbindung der beiden Bereiche, Feuilleton und Kulturgeschichtsschreibung, ist dadurch vorgegeben, daß sich der Artikel von Lazarus explizit bezieht auf eine feuilletonistisch dargebotene Studie von Adolf Bernstein, einem damals bekannten linksliberalen Berliner Journalisten und »naturwissenschaftlichen Volksschriftsteller [...]«. <sup>107</sup> Bernstein hatte in Auerbachs Volkskalender für 1861 *Ein alltägliches Gespräch* publiziert. Diese schon im Titel angesprochene »Causerie« nimmt das Thema selbstreflexiv zum Anlaß, über das Verhältnis von Alltag und Wissenschaft zu rasonnieren. Ein alltäglicher einfacher Dialog mit der kleinen Tochter über die Absendung eines Briefes zeigt, wie hochkomplexe Erscheinungen, zum Beispiel die »Briefpost«, die »Uhr in der Westentasche« oder »der Wochenmarkt«, im Alltag ihre Komplexität einbüßen. <sup>108</sup>

Bernsteins »Culturgesetz« lautet: Wir handhaben einst mühevoll erarbeitete, sensationell innovatorische »geistige Vorarbeiten« unserer Zivilisation heute im Alltag »gedankenlos«. <sup>109</sup> Diese Komplexitätsreduktion ist, so Bernstein, freilich lebensnotwendig, um entlastend Platz für neue Gedanken zu schaffen. Zwischen bewußtem Erinnern und Vergessen existiere im menschlichen Haushalt ein habituell wirksamer Erfahrungsspeicher. In feuilletonistischem Stil heißt es:

Ich glaube nicht, daß irgendeine mit Hieroglyphen und Keilschrift bedeckte Mauer des Altertums eine solche *S u m m e* von vorausgesetzten Menschengedanken, sinnreichen Erfindungen und wundervollen Culturergebnissen enthält als das Alltäglichsste, in dem wir uns fortwährend bewegen. <sup>110</sup>

Die Pointe dieses das Feuilletonschreiben legitimierenden Gedankenganges lautet: Im Unterschied zu unserem Vorurteil stellen die wissenschaftlichen Bücher nur zum »allerkleinsten Teil« »die Entstehung [und] die Genesis solcher Gedankenreihen dar, stattdessen ist der unermessliche«, »ererbte« Reichtum an Wissen und Fertigkeiten in »tausendfältigen« <sup>111</sup> »Wundern der Alltäglichkeit« <sup>112</sup> gespeichert und »liegt unmethodisch durcheinander versteckt« <sup>113</sup> greifbar, entdeckbar für jedermann. Die »Culturaufgabe« unter anderem auch des Feuilletons ist es, »alles, was wir selber etwa auf dem schweren Wege der Gedanken ersinnen, erfinden oder schaffen, so ins Leben einzutragen, daß es so bald wie möglich alltäglich und von allen, die nach uns kommen, ebenso ohne selbstschöpferische Gedanken-Operationen benutzt, genossen und aufgenommen werden« kann. <sup>114</sup>

Diese feuilletonistisch-kulturhistorische Fallstudie nimmt ein Jahr später (1862) der Philosoph und Kulturtheoretiker Moritz Lazarus zum Anlaß, »dem Prozess der *V e r d i c h t u n g*«, wie er es nennt, der einstmals »mühevollen Erkenntnisarbeit«

<sup>107</sup> Julius H. Schoeps: Bürgerliche Aufklärung und liberales Freiheitsdenken. A. Bernstein in seiner Zeit. Stuttgart: Burg 1992, S. 237f.

<sup>108</sup> Adolf Bernstein: Ein alltägliches Gespräch. In: Berthold Auerbachs deutscher Volks=Kalender auf das Jahr 1861. Leipzig: Keil 1861, S. 134–150.

<sup>109</sup> Ebd., S. 149, 139.

<sup>110</sup> Ebd., S. 145. [Hervorhebung G. Oe.].

<sup>111</sup> Ebd., S. 148f.

<sup>112</sup> Ebd., S. 143.

<sup>113</sup> Ebd., S. 148.

<sup>114</sup> Ebd., S. 149.



zu immer »elementareren«, »geläufigeren« »Anschauungen und Begriffen«, in Sprache, Sitten, Institutionen und Künsten nachzugehen,<sup>115</sup> freilich mit dem Ziel, die von Bernstein dem Feuilleton zugesprochene Vermittlung von Erkenntnis und Alltag für die Wissenschaft zurückzugewinnen. Es sei nämlich »Aufgabe der Wissenschaft«, die »zwei Arten der Verdichtung des Denkens«, die »objective« durch einen »historischen« Prozeß auf uns gekommene und die »individuelle« und »subjectiv« erlebte Kultur miteinander zu vermitteln, »daß die objectiven Verdichtungen der Cultur durch die Kenntniß ihrer Geschichte in subjective verwandelt werden«.<sup>116</sup>

Derartige Überlegungen liefern die Legitimation für Versuche, die seit 1800 einsetzende problematische Trennung von wissenschaftlicher Forschung und didaktischer Popularisierung in einen neuartigen, vom Feuilleton und der Publizistik inspirierten Stil aufzuheben.

Im Verhältnis von Alltag und Wissenschaft, von Feuilleton und Darbietung von modernem Wissen geht es um die Formen von Speicherung kultureller Erfahrung. Adolf Bernstein spricht von der »Summe« des einst gedanklich Geleisteten. Lazarus verwendet den Begriff der »Verdichtung«. In diesen Überlegungen geistert noch begriffsgeschichtlich eine bislang nicht benannte Bedeutung des Unter-dem-Strich-Geschriebenen mit – die einfachste und naheliegendste nämlich, die wir im Rechnungswesen dem Zeichen unter dem Strich beilegen. Auch diese Vorstellung des Eine-Summe-Ziehens stand bei der Genese des Feuilletons Pate. Freilich kam diese Form nicht in der Publizistik, sondern in der Parlamentsarbeit zum Tragen.

Feuilleton in diesem Sinne als Eine-Summe-Ziehen, machte zunächst nämlich im politischen Bereich Karriere. »Feuilleton des Petitions« meint um 1800 den Auszug aus den Bittgesuchen, die dem französischen Parlament vorgelegt wurden.<sup>117</sup>

<sup>115</sup> Lazarus: Verdichtung des Denkens (Anm. 19), S. 55, 61.

<sup>116</sup> Ebd., S. 61.

<sup>117</sup> Ernst Meunier, Hans Jessen: Das Deutsche Feuilleton. Ein Beitrag zur Zeitungskunde. Berlin: Duncker 1931, S. 5.